

## Eugen Drewermann

### Von der Not der in ihrer Ehe Scheiternden und dem Appell zur Treue

#### II. Teil: Konsequenzen

*Die sehr pointiert formulierten Konsequenzen aus der (in Heft 1, 1982) im I. Teil beschriebenen tragischen Situation einer Ehe sind nur verständlich, wenn man die Situationsschilderung gelesen hat. Wichtig ist dabei der Hinweis, daß bei dem geschilderten Modell einer Ehe nicht „behauptet oder womöglich bewiesen werden kann, daß es sich um eine von Anfang an ungültige Ehe handelt“. Im Unterschied zum päpstlichen Lehrschreiben über die Familie wird hier in der theologischen Argumentation das institutionelle Element von Kirche und Ehe eher vernachlässigt, was wohl manchen Widerspruch herausfordern kann, aber noch einmal die große Spannweite deutlich macht, die in diesen Bereichen zu beachten und auszuhalten ist.* red

#### 3. Das Scheitern des moralischen Standpunktes und die Notwendigkeit des Religiösen

Es dürfte deutlich geworden sein, daß es Eheformen gibt, die trotz und sogar wegen der besten und mühevollsten Anstrengungen beider Ehepartner um ein Gelingen der Ehe mit Notwendigkeit scheitern, ohne daß behauptet oder womöglich bewiesen werden kann, daß es sich dabei um eine von Anfang an ungültige Ehe gehandelt hat. Damit wird ein Verständnis von Ehe in Frage gestellt, das vermeint, das Zusammenleben zweier Menschen in jedem Falle durch die Absicherung institutioneller und moralischer Reglements gewährleisten zu können. Wenn Menschen unter Anspannung all ihrer moralischen Kräfte aus eben den Gründen aneinander scheitern müssen, die ihnen die Aufrechterhaltung der Ehe unter allen Umständen zur Pflicht machen und in ihrem Überich ehern befestigt sind, so kann man nur den Schluß ziehen, daß es notwendig sein kann, gegen die Überich-Engramme aus öffentlicher

Moral und institutioneller Vorschrift aufzustehen und sich das Recht zu einer eigenen Entscheidung im Widerspruch zu dem Standpunkt des Sittlich-Allgemeinen zu nehmen. Diese Einsicht wird auch durch die grundsätzlich richtige Rücksichtnahme auf die Erziehung der Kinder nicht wesentlich geändert. Psychologisch gesehen leiden Kinder unter der Trennung ihrer Eltern stets furchtbar; aber die jahrelange Tortur, einer Ehe der gegenseitigen Mißverständnisse und Quälereien, der Schuldgefühle und der wechselseitigen Abnutzung beiwohnen zu müssen, ist für die Kinder ungleich schädlicher als eine relativ ehrliche und entschlossene Scheidung als Konsequenz aus der untragbar gewordenen, zerbrochenen Beziehung. Hier kann nur nach dem geringeren Übel gefragt werden. Das Glück der Eltern ist nämlich die unerläßliche Voraussetzung für das Glück der Kinder, mit anderen Worten: auch und gerade im Namen der Kinder kann und darf es keine moralische Verpflichtung zum dauernden Unglück geben.

Doch hier eigentlich zum ersten Mal, nach dem Scheitern der moralischen Begründung der Ehe, kommt die Frage nach den spezifisch religiösen Grundlagen von Liebesfähigkeit und Ehe in Sicht; erst jetzt, im Zusammenbruch des Ethischen, wird der Weg frei zur Einsicht in die eigentlich religiösen Dimensionen menschlicher Reifung und menschlicher Liebe.

Man erkennt die religiösen Implikationen der Liebesfähigkeit und des Liebesglücks sehr deutlich an den Erfahrungen, die im Verlauf einer psychotherapeutischen Behandlung gemacht werden und die sich im Umkreis eines zwn Mannes und einer dp Frau wie folgt darstellen <sup>4</sup>:

Der zwn Mann, dessen Lebensaufbau ausschließlich von den Gesetzen des „Du mußt“ und „Du sollst“ bestimmt wird, kann im Verlauf einer Behandlung nach und nach lernen, daß er nicht nur die Pflicht hat, bestimmten fremden Forderungen nachzukommen, sondern daß er gleichermaßen ein Recht, ja die Pflicht be-

<sup>4</sup> Vgl. E. Drewermann, Sünde und Neurose. Versuch einer Synthese von Dogmatik und Psychoanalyse, in: Münchener Theol. Zeitschrift 31 (1980) 24–48, — zwn = zwangsneurotisch, dp = depressiv.

sitzt, auch seine Wünsche und Möglichkeiten zu entdecken und für sich selber wahrzunehmen. Die Voraussetzung dafür aber liegt ganz und gar in dem Gefühl, nicht erst durch sein Tun und seine Leistung, sondern mehr noch und allererst durch sein Dasein, seine Person, Ansehen und Wertschätzung zu verdienen. Vor allem sein Perfektionismus, das Prinzip, erst als hundertprozentiger Alleskönner geduldet zu werden, mag allmählich einer geduldigeren und menschlicheren Betrachtung weichen. Wenn der zwn Mann die Einseitigkeiten seiner starren, angstgefrorenen Lebenseinstellung zu begreifen beginnt, wird er die Welt und sein Leben mehr und mehr als ein Geschenk zu sehen lernen denn als etwas, dessen Notwendigkeit er durch sein eigenes Tun allererst begründen müßte. Seine tiefste und am meisten unbewußte Angst, in seinem ganzen Dasein durchaus nicht-notwendig, überflüssig, „unberechtigt“ zu sein, findet erst ihre Ruhe, wenn er zu einer Haltung gelangt, die im letzten eine Wirklichkeit voraussetzt, die die Theologen Gott nennen: nur in Gott ist es möglich, sich selbst als gewollt zu betrachten, als an sich vollkommen kontingent und dennoch als vorweg bestätigt, akzeptiert und aus einem vorgängigen Entschluß und Willen ins Dasein gerufen. Die geistige Voraussetzung der Haltungen und Einsichten, die das Gelingen einer Psychotherapie dem Zwangsneurotiker vermittelt, ist letztlich — ob man es subjektiv reflektiert oder nicht — religiöser Natur.

Demgegenüber kann eine dp Frau in der Therapie lernen, das Gefühl zu überwinden, bereits durch ihr Dasein schuldig zu sein; gegen das Schuldgefühl und die Angst eines sadistischen Überich-Götzen kann sie die Worte Gottes aus dem Paradies ins Feld führen, daß die ganze Welt ihr zur Verfügung steht und daß sie selbst berufen sei, sie zu bedienen und zu bewahren (Gen 2,15). Statt an Minderwertigkeitsgefühlen zu verkommen, kann sie im Namen und im Auftrag Gottes sich zutrauen, den anderen und aller Welt von Nutzen zu sein, berechtigt und im ganzen angenommen — auch sie. An die Berechtigung ihres Daseins zu glauben, ist gleichermaßen eine zutiefst

religiöse Erfahrung. Man wird es in unserer Gesellschaft wohl relativ selten erleben, daß die notwendigen heilenden Einsichten von dem Klienten oder dem Therapeuten ausdrücklich im Verlauf einer Behandlung mit den Vokabeln der Kirchen- oder Theologensprache bezeichnet werden, aber von der Sache her wird für eine theologische Betrachtung deutlich, daß es für den Zwangsneurotiker wie für den Depressiven im Grunde um eine Rückbesinnung auf ein Vertrauen geht, in dem die Welt wie ein bereitgestellter Gottesgarten, wie ein Paradies am Anfang der Welt steht. Die Wirklichkeit, die in dem Bild vom Paradies beschrieben wird, ist dabei eine Urgegebenheit im Herzen eines jeden Menschen vorab zu allen Formen und Bestimmungen einer einzelnen Religion; und das Vertrauen, das sie damit voraussetzt, liegt nicht einer bestimmten Religionsform, sondern jeder Religion bzw. der Religiösität des Menschen überhaupt zugrunde. Schon deshalb ist es nicht notwendig, die therapeutischen Erfahrungen in das Begriffnetz einer bestimmten Theologie zu übertragen. Aber es dürfte deutlich geworden sein, daß es erst auf der Basis eines religiösen Vertrauens möglich ist, einen anderen Menschen so zu lieben, daß eine Ehe ein Leben lang von Dauer und von Glück sein mag.

#### *4. Drei Folgerungen für die katholische Sicht der Ehe als Sakrament*

Für die Auffassung von der Ehe in der katholischen Kirche ergeben sich daraus drei wichtige Folgerungen, die besonders mit dem Verständnis der Worte Jesu von der Unauflöslichkeit der Ehe im Zusammenhang stehen.

a) Das Paradies der Liebe kennt keine Gebote

Die erste Folgerung ergibt sich unmittelbar aus dem gerade Gesagten. Man versteht, wieso Jesus die Ehe neu begründen konnte, indem er auf die Ordnung des Paradieses zurückverwies. Ohne die Verankerung in einem tiefen Vertrauen in die Grundlagen des Daseins, ohne eine gewis-

se Beruhigung der fundamentalen Daseinsangst durch den Glauben ist ein menschliches Zusammenleben in Anbetracht der ständigen Zersetzungsarbeit neurotischer Mißverständnisse, Schuldgefühle und Ängste aller Art in der Tat auf Dauer nicht möglich. Die Ehe als eine Gemeinschaft auf Lebenszeit ist nur im Glauben, von Gott her, als Sakrament, als Erneuerung einer paradiesischen Ordnung möglich<sup>5</sup>.

Offensichtlich hat auch Jesus, wenn er im Neuen Testament die Ehe unter Bezug auf die jahwistische Paradieserzählung als Sakrament begründet, eine derartige angstfreie Geborgenheit in Gott und ein vorbehaltloses Vertrauen zueinander vor Augen. Aber wer einer solchen paradiesischen Sicht der Liebe zustimmt, der muß zugleich die Radikalität begreifen, mit der Christus die Liebe unter Menschen von Gott her zu heilen sucht. Undenkbar, daß es in der Einheit mit Gott so etwas wie moralische oder gar gesetzliche Vorschriften gegeben hätte oder geben könnte! Das Paradies liegt gerade darin, daß ein Mensch so sehr im Ursprung seines Daseins ruht, daß er die Ordnung seines Herzens, seines Wesens wie etwas absolut Verlässliches und völlig Selbstverständliches fühlt und befolgt. Die Liebe als Sakrament in die Ordnung des Paradieses zurückzuführen — das heißt zugleich, ihr die absolute Unschuld und Freiheit jenseits allen Zwangs, aller „Moral“ und aller Rechtsvorschriften zurückzugeben. Wer es für nötig hält, moralische Statuten und gesetzlich-institutionelle Vorschriften über die Ehe zu erheben, der hat nicht mehr die Ehe des Paradieses, die Ehe als Sakrament, als Ausdruck der vollkommenen Geborgenheit in Gott vor Augen, sondern er bezieht sich auf die Ehe gefallener Menschen, deren Grundgefühl nicht von Vertrauen, sondern von Angst, nicht von Geborgenheit, sondern Verlorenheit, nicht von Berechtigung

<sup>5</sup> Vgl. zur Paradieserzählung (Gen 2, 4b–25): E. Drewermann, Von dem Geschenk des Lebens oder: das Welt- und Menschenbild der Paradieserzählung der Jahwisten, in: Strukturen des Bösen, 3 Bde., Paderborn 1981, I. S. 389–410, Nachtrag; zur Auslegung von Mk 10, 2–12 vgl. E. Bleske, Konfliktfeld Ehe und christliche Ethik. Mit einem Vorw. v. A. Mandel, München 1981, 186–189.

und Schutz, sondern von Ausgestoßenheit und Heimatlosigkeit geprägt ist. Für derartige Menschen muß es zweifellos Gesetze und Vorschriften geben; aber es ist gegen alle theologische und psychologische Einsicht, von solchen Menschen im Rahmen von Gesetz und Vorschrift die Ewigkeit und Unverbrüchlichkeit der Liebe zu verlangen. Das eine schließt das andere aus.

Die Wiedererinnerung an die Paradiesordnung in puncto Ehe ist im Munde Jesu folglich nicht anders zu verstehen, als die Weisungen der Bergpredigt sonst, z. B. die Weisung, das Schwören dranzugeben: es ist der Versuch, von Gott her in ein Vertrauen einzutreten, das keinerlei institutionelle Absicherungen mehr braucht; wo Institution, Recht und Gebot, da ist der Boden der Unerschütterlichkeit bereits von Angst soweit zersetzt, daß nichts von Dauer mehr darauf gegründet werden kann. Die Kirche kann nicht gegen das Wort Jesu auf der einen Seite zum Beispiel zum Eid und zur Institution verpflichten und mithin in ihrer eigenen Ordnung die Realität der Angst und des Mißtrauens voraussetzen, und im gleichen Atemzug auf der anderen Seite die Unauflöslichkeit der Ehe fordern — es sei denn, sie wollte den Eindruck befestigen, daß sie in allen anderen Punkten die Jesus-Worte der Bergpredigt für gefallene und sündige Menschen auszulegen verstünde und nur diesen einen Fall der Ehe in der vollen Härte des Gesetzes festschreiben wollte.

#### b) Die Relativität von Form, Institution und Recht

Ein zweites legt sich unter dieser Voraussetzung wie von selber nahe: die Relativität des formalen Eheabschlusses. Es ist naturgemäß das gute Recht und ein verständliches Lebensbedürfnis einer jeden menschlichen Gesellschaft „jenseits von Eden“, die Ehe unter normativ eindeutigen Bestimmungen abzusichern und schon um ihres Selbsterhaltes willen der privaten Willkür zu wehren. Aber „jenseits von Eden“ gibt es auch keine Gesellschaft, die — mosaischer als Moses — ihren Mitgliedern die moralische Pflicht zur Dauerhaftigkeit der Ehe vorschreiben könnte oder

würde; der einfache Realismus der Menschenkenntnis spräche dagegen. Vielmehr wird man, solange überhaupt Institutionen und moralische Gebote nötig sind, gerade die Brüchigkeit der Liebe, ihre innere Distanz von der Paradieseswirklichkeit, den Status der „Herzenshärte“ voraussetzen und mit ihm rechnen müssen. Man wird dann keinerlei Schwierigkeiten haben, anzunehmen und zuzugeben, daß viele Menschen auch im Raum und mit dem Segen der Kirche einander heiraten, die im eigentlichen Sinne außerhalb der Geborgenheit in Gott leben und die womöglich — ohne dabei in moralischem Sinne schuldig zu sein — im Ehepartner mit der Kraft der Verzweiflung vergeblich nach einer Geborgenheit suchen, die nur in Gott gegeben sein kann. Solche Menschen müssen oft genug erst aneinander scheitern, ehe sie, je für sich, aus den Verirrungen der Liebe nach und nach auf einer tieferen Ebene zu lernen vermögen, woraus ihr Leben gedeihen und wovon es getragen sein kann. Was man „Psychotherapie“ nennt, ist ja kein Verfahren der Manipulation oder der Seelenchirurgie, wie es in einer gewissen Literatur immer wieder dargestellt wird, sie ist einfach ein Bemühen darum, daß im anderen unverstellt nachreifen kann, was unter den (Miß-)Weisungen der Vergangenheit verstellt war; es handelt sich um ein Bemühen, Blumen, über die der Frost gefallen ist, wieder in die Sonne zu stellen, sie zu begießen und zu behüten und möglichst wenig von der eigenen Person als Schatten auf sie zu werfen. Eine solche „psychotherapeutische“ Nachreifung im Glauben ermöglicht es oft und immer wieder erst nach dem Scheitern einer bestimmten Ehebeziehung, auf einen anderen Menschen so hinzuwachsen, daß eine feste und dauerhafte Bindung für ein ganzes Menschenleben nicht zu viel versprochen scheint. Statt die qualvollen Jahre des Scheiterns einer Ehe als moralische Schuld zu brandmarken und damit den betroffenen Eheleuten zu ihrem persönlichen Unglück auch noch das Unrecht eines verständnislosen und grausamen Rechtsurteils hinzuzufügen (inklusive der bis heute noch weithin üblichen Arbeitsentlassung aus

dem Kirchendienst!), sollte man in den Tragödien der Liebe eher Reifejahre des Herzens, Lehrjahre der Gnade bzw. Vorstadien des Glaubens sehen. Die katholische Kirche gewänne dann sowohl für sich selbst als auch vor allem für die Not der Eheleute eine Perspektive des Hoffens und der Lebenserweiterung, die wohl zu unterscheiden weiß zwischen dem, was man auf der moralischen Ebene fordern, und dem, was man nur in der Tiefe der menschlichen Existenz beruhigen und besänftigen kann.

### c) Die Notwendigkeit der Tiefenpsychologie für die Theologie

Damit aber ist vor allem die dritte, in ihren methodischen und praktischen Konsequenzen am weitesten reichende Folgerung aus dem Gesagten zu ziehen. Um das Scheitern einer Ehe zu verstehen, so hat sich gezeigt, muß man die Angst zu begreifen suchen, von der die Persönlichkeitsstruktur der Ehepartner und die Art ihrer wechselseitigen Beziehungen geprägt sind; und umgekehrt: auf dem Hintergrund der Angst in ihren zahlreichen psychodynamischen Ausformungen, genetischen Ursachen und geistigen Sinngehalten versteht man allererst die absolute Bedeutung des Glaubens für das Zusammenleben zweier Menschen. Methodisch gesprochen: erst durch die Tiefenpsychologie der Angst wird deutlich, was die Haltung des Vertrauens inhaltlich bedeuten kann. Die Tiefenpsychologie ist mithin ein unentbehrliches Hilfsorgan zum Selbstverständnis einer Theologie des Glaubens. Ohne die Tiefenpsychologie deformiert die Theologie sich selbst von einer Lehre, die dazu bestimmt ist, den Menschen durch Verständnis und Güte zu heilen und in das Zentrum seiner Persönlichkeit von Gott her zurückzuführen, in eine Doktrin lebensfremder moralisierender und verrechtlichender Mißverständnisse. Ohne den Abgrund der Angst in der Tiefe der menschlichen Existenz vor Augen zu haben, verkommt die Theologie ganz in Übereinstimmung zu dem Programm der Aufklärungsphilosophie bei ihrem Sprechen von Gott zu einer reinen Moral- und Rechtslehre, zu einem Teilzweig der Gesellschaftskunde, die im Grunde Gottes wie

des Glaubens völlig entraten kann. Indem eine solche Theologie ohne Rücksicht auf die konkreten Formen des Angsterlebens den Glauben vollkommen abstrakt in ein Prinzip des Christseins verwandeln muß, geht ihr der entscheidende Inhalt der „neuen Schöpfung“ — die Überwindung der spezifischen Ängste des menschlichen Daseins — verloren; sie kann von da an nicht anders, als dem Menschen die Möglichkeiten, die sich aus seiner neu gewonnenen Angstfreiheit ergeben, als isolierte Gebote und göttliche Forderungen vorzuhalten, die ihrerseits nur Angst erzeugen, statt Erlösung wirken können. Aus einer Heilslehre wird dann ein Symptom der Selbstentfremdung des menschlichen Bewußtseins, eine Glaubensform, in welcher schon die Vokabeln Selbstfindung und Selbstverwirklichung schließlich als Chiffren des Antichristlichen und Glaubensfeindlichen aus dem theologischen Sprachgebrauch ausgemerzt werden müssen.

Insofern erweist sich die unaufhörliche Debatte um die Eheproblematik mitsamt ihren Ungereimtheiten nur als ein Nebenschauplatz der viel wichtigeren und umgreifenderen Frage, wie die christliche Theologie ihre Jahrhunderte alte Frontstellung gegen das Unbewußte, heutzutage also gegen die Tiefenpsychologie, überwinden kann. In ihrer abendländischen Tradition hat die christliche Theologie — vor allem durch den Kampf gegen den heidnischen Mythos<sup>6</sup> — die mythenbildenden Kräfte im Menschen zunehmend verteuftelt und schließlich ein Menschenbild begründet, das in der Neuzeit nur den Verstand und den Willen am Menschen gelten ließ. Damit hat sie den dogmatischen Glaubensinhalten selbst die Grundlage entzogen und sich gegen ihren Willen recht eigentlich zum Begründer des modernen Atheismus, der Verleugnung des Dogmas im Namen der Autonomie des menschlichen Verstandes gemacht. Solange die christliche Theologie fortfährt, an ihrer eigenen Bewußt-

<sup>6</sup> Vgl. E. Drewermann, *Strukturen des Bösen*, Bd. 3, 514–540 (Exkurs: Die Mythenfeindlichkeit des Christentums, der Widerstreit der Konfessionen und die innere Zerrissenheit des Menschen); ders., *Der tödliche Fortschritt. Von der Zerstörung der Erde und des Menschen im Erbe des Christentums*, Regensburg (Reihe: engagement) 1981.

seins- und Verstandeseinseitigkeit festzuhalten, gerät sie mit Recht in den Verdacht, selber ein System der Veräußerlichung und Entfremdung zu sein. Die moralische Starre, die sich daraus ergibt, läßt sie dann selbst als eine Doktrin erscheinen, die nicht aus dem Herzen des Menschen erwächst, sondern ihm von außen eingepflanzt werden muß. Die Religion des Christentums wird dann selbst eine Lehre, die sich nicht sowohl die Integration des Individuums, seine Verwirklichung und sein Heil in Zeit und Ewigkeit zum Ziel setzt, sondern die, in psychoanalytischer Sicht, ganz im Gegenteil nur die Unterdrückung des Ichs und des Es im Namen eines drakonischen Überichs verlangt. Einer derartigen Religionsform kann man den Vorwurf nicht ersparen, mit ihrer ständigen Betonung des Institutionellen, Rechtlichen und Moralischen der Ehe, aber auch in allen anderen Lebensbereichen im Grunde selber zwangsneurotisch-depressiv organisiert zu sein — ein sadomasochistisches Gebilde verinnerlichter Gewalt und äußerer Gewaltausübung.

Insofern war es wohl nicht verkehrt, gerade am Scheitern einer zwn-dp Ehe die Krise einer gewissen Art von Religiosität im ganzen aufzuzeigen.

Speziell zur Eheproblematik kann man feststellen, daß zwar die Berufung auf die Treue zweifellos ein gewisses ideelles Recht besitzt, daß sie aber in ihrer moralischen und rechtlichen Form zu oberflächlich konzipiert ist und der Wirklichkeit zu verständnislos gegenübertritt. Demgegenüber wurde versucht, die Lehre von der Liebe und der Sakramentalität der Ehe so zu interpretieren, daß sich aus ihr Kategorien des Verstehens sowohl für das Gelingen wie für das Scheitern menschlichen Zusammenlebens in und außerhalb der Ehe entwickeln lassen. Treue darf demnach nicht zu einem problematischen Zielbegriff als Pflicht zum Zusammenstehen, „bis daß der Tod euch scheidet“, eingengt werden. Treue ist vielmehr eine Haltung, die aus der Liebe erwächst, sie ist nicht die Grundlage, sondern eine Folge der Liebe; will man also die Krise einer Liebe mit dem Befehl zur Treue meistern, so verabsolutiert man damit eine Erscheinungsform der Liebe zu

deren Inbegriff ohne Rücksicht darauf, unter welchen Voraussetzungen die Liebe entstehen und bestehen kann; der Begriff der Treue wird dann zu einem Wert an sich erklärt, der jede weitere Reflexion und Analyse über die Motive, weswegen Eheleute beieinander bleiben oder auseinandergehen, erübrigt und offensichtlich sogar ganz bewußt ausschalten soll. Für alle Ehepartner, die sich endgültig zu einer Trennung voneinander gezwungen sehen, weil ihre Liebe zerstört ist oder weil sie, vielleicht nach langen Jahren, die Entdeckung machen müssen, daß sie sich eigentlich niemals richtig geliebt haben, hat die Kirche nur das Wort bereit: solche Eheleute seien einander „untreu“; sie brächen ihr sakramentales Versprechen, ja sie lebten im Zustand der schweren Sünde vor Gott, wenn sie ihre Trennung ein für allemal aufrecht erhalten wollten und nach einer neuen Form der Bindung Ausschau hielten.

Aus dem Vorausgehenden wurde hoffentlich deutlich, wie ungerecht und pauschal die Reduktion eines in jedem Einzelfall außerordentlich komplizierten Problems wie das einer Ehescheidung auf einen einzigen Wertbegriff (der Treue oder Untreue) wirken muß. Man könnte dazu auch noch darauf verweisen, wie sich Dichter aller Zeiten und Zonen die größte Mühe gegeben haben, ehrlich und sorgfältig den Reaktionen und Verwicklungen des menschlichen Herzens nachzugehen. Sie haben so wundersame Gestalten überliefert oder erdacht wie Jason und Medea, Theseus und Ariadne, Aeneas und Dido, Tristan und Isolde, Lancelot du Lac und Ginevra; und in allen diesen Gestalten haben sie geschildert, wie mächtig und unbezwingbar die Liebe ist, wie vielfältig in ihren Auswirkungen und Motiven, und wie oft sie in dieser Welt zum Scheitern verurteilt ist. Sollte wirklich jemand den Mut haben, diese Beispiele der Liebe für eheliche Untreue, für Unmoral, Ehebruch und schwere Sünde zu erklären? Will man im Ernst die „Leiden des jungen Werther“ und die Nöte des seiner Ehe müden „Klein“ in H. Hesses Novelle „Klein und Wagner“ als Folgen bloßer Unmoral brandmarken?

Man steht hier vor einer Wahl. Man kann sich auf den Buchstaben des Bibelwortes berufen, wonach der Mensch nicht trennen darf, was Gott verbunden hat; dann muß man das Zusammenleben in der Ehe selbst für den höchsten Wert der Ehe ausgeben und mit dieser Einstellung in Kauf nehmen, daß die Form der Ehe — die eigentlich erst das Ergebnis der Liebe sein sollte — wichtiger wird als die Liebe selbst. Ein solch verengtes Verständnis von Treue kann sich sogar gegen vieles richten, was zur Liebe selbst gehört: Phantasie, Erotik, Erfahrungsreichtum, Intensität des Gefühls, Ehrlichkeit und innere Freiheit, während sich aus der äußeren „Treue“ des Zusammenlebens mancherlei Haltungen ergeben könnten, die mit Liebe und dauerhafter Bindung im Inneren nicht das Geringste zu tun haben, wohl aber z. B. mit Bewegungslosigkeit, Starre, Herzensarmut, Faulheit.

Man kann aber auch den eklatanten Widerspruch zwischen dem Wortlaut eines Bibelwortes und der Härte der Lebenswirklichkeit als einen Hinweis dafür nehmen, daß ein bestimmtes Gotteswort in seiner Verbindlichkeit doch wohl noch nicht genügend tief verstanden worden ist, wenn es zu Folgerungen führt, deren Wirkung nach allem menschlichen Empfinden grausam und ungerecht ist. Dabei würde es der katholischen Theologie durchaus gut tun, einen Blick in die evangelische und orthodoxe Exegese, Theologie und Praxis dieser Bibelworte zu tun. Man wird dann auch daran denken, wie Jesus den Pharisäern und Schriftgelehrten geantwortet hat, als sie ihn wegen des Ährenraufens am Sabbat zur Rede stellten (Mk 2,25); er gab ihnen zur Antwort, daß der leibliche Hunger des Menschen vor Gott *ein Argument* sei, um den Sabbatfrevler und den Mundraub zu rechtfertigen, und er sagte sogar, daß David recht hatte, als er aus Hunger das Allerheiligste im Tempel von Nob plünderte und das Sakrileg beging, die Schaubrote zu stehlen und zu essen (1 Sam 21,2—7). — Die Rede war von einer Art des Unglücks, die selber wie ein Hunger ist nach nie erfahrener Liebe.